

Holly Black · Roter Zauber

cbt



DIE AUTORIN

Holly Black lebt mit ihrer Familie und vielen Tieren in Massachusetts. Seit sie 2002 den Roman *Elfentochter* veröffentlichte, der von der American Library Association als »Best Book for Young Adults« ausgezeichnet wurde, lebt sie als freischaffende Autorin und schlägt die internationale Presse und ein riesiges Publikum in den Bann. Mit *Weißer Fluch* schuf sie den Beginn einer neuen großen Jugendbuchtrilogie.

Von Holly Black sind außerdem bei cbt erschienen:

Elfentochter (30354)

Elfenherz (30625)

Elfenkönigin (30457)

Weißer Fluch (30805)

HOLLY BLACK

**ROTER
ZAUBER**

Aus dem Amerikanischen
von Anne Brauner

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2011 by Holly Black

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Curse Workers, Book Two –
Red Glove« bei Margaret K. McElderry Books,
an imprint of Simon & Schuster Children's
Publishing Divisions, New York.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe cbl

Verlag in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anne Brauner

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,

Bielefeld, unter Verwendung einer Fotografie von

© Michael Frost

he · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

ISBN: 978-3-570-30890-5

Printed in Germany

www.cbl-jugendbuch.de

Für die kleine weiße Katze, die plötzlich vor unserer
Tür stand – nachdem ich gerade mit dieser Serie
angefangen hatte. Sie hat nicht lange gelebt und wird
schmerzlich vermisst.

ERSTES KAPITEL

ICH WEISS NICHT, OB ES TAG ODER Nacht ist, als das Mädchen gehen will. Ihr kurzes silbernes Kleid schwingt wie Lametta über ihre Oberschenkel, als sie die Tür des Hotelzimmers öffnet.

Ich kann mich kaum an ihren Namen erinnern.

»Also, du erzählst deinem Vater im Konsulat von mir?« Sie hat Lippenstift auf der Wange. Ich müsste es ihr sagen, aber mein Selbsthass ist so groß, dass ich sie auch nicht leiden kann.

»Mach ich«, sage ich.

Mein Vater hat nie in einem Konsulat gearbeitet. Er zahlt keine hunderttausend Dollar dafür, dass Mädchen wie sie auf eine Goodwill-Tour nach Europa gehen. Ich bin

kein Talentscout für *America's Next Top Model*. Mein Onkel ist nicht der Manager von U2. Ich habe keine Hotelkette geerbt. Auf den Ländereien meiner Familie in Tansania gibt es keine Goldminen. Ich war noch nicht mal in Tansania. Das sind nur einige Beispiele für die vielen Geschichten, die sich meine Mutter den Sommer über für eine Reihe blonder Mädchen ausgedacht hat. Sie sollen dafür sorgen, dass ich Lila vergesse.

Es klappt nicht.

Ich starre unverwandt an die Zimmerdecke, bis ich höre, wie meine Mutter sich im Nebenzimmer rührt.

Mom ist vor zwei Monaten aus dem Gefängnis entlassen worden. Als das Schuljahr zu Ende war, sind wir nach Atlantic City gefahren, wo wir uns in Hotelzimmern einquartieren und auf diese so viel Essen und Trinken anschreiben, wie wir wollen. Wenn die Hotelleitung unangenehm wird und auf Bezahlung pocht, ziehen wir einfach ein paar Straßen weiter. Als Gefühlswerkerin hat Mom es nicht nötig, eine Kreditkarte an der Rezeption zu hinterlegen.

Sie öffnet die Verbindungstür.

»Liebling«, sagt Mom, als wäre nichts dabei, dass ich in Boxershorts auf dem Fußboden liege. Wie gewohnt hat sie ihr schwarzes Haar zum Schlafen hochgesteckt und mit einem Schal umwickelt. Den Hotelbademantel aus dem letzten Hotel hat sie fest um ihre rundliche Taille gebunden. »Lust auf Frühstück?«

»Kaffee würde mir reichen. Ich mach den schon.« Ich rappele mich auf und gehe zu dem Wasserkocher, den das

Hotel gratis zur Verfügung stellt. Auf einem Plastiktablett stehen Kaffeepulver, Zucker und Milchweißer in Tütchen bereit.

»Wie oft soll ich dir noch sagen, dass es gefährlich ist, daraus zu trinken, Cassel? Jemand könnte Crystal Meth darin gekocht haben.« Mom runzelt die Stirn. Die sonderbarsten Dinge beunruhigen sie. Kaffeekoche im Hotel. Handys. Aber normale Probleme, wie zum Beispiel die Polizei, lassen sie kalt. »Ich bestelle uns Kaffee aufs Zimmer.«

»In der Küche könnten sie auch Crystal Meth kochen«, sage ich, doch sie geht nicht darauf ein.

Mom verschwindet in ihrem Zimmer und hängt sich ans Telefon. Kurz darauf steht sie wieder in der Tür. »Ich habe dir Rührei und Toast bestellt. Und Orangensaft. Ich weiß, du hast keinen Hunger, aber du musst heute topfit sein. Ich habe ein neues Opfer gefunden.« Sie lächelt so breit, dass ich in Versuchung gerate, mitzulächeln.

Typisch Mom.

Kaum zu glauben, aber es gibt Zeitschriften wie *Millionaire Living* oder *New Jersey Millionaires*, die Reportagen über alte Knacker bringen, die ihre Villen herzeigen und mit allem protzen, was sie haben. Keine Ahnung, wer die noch liest, aber meiner Mutter kommen sie wie gerufen – die reinsten Heiratsschwindler-Kataloge.

So hat sie Clyde Austin gefunden. Sein Porträt kommt direkt nach einer Reportage über den Fluchwerkerhasser Gouverneur Patton auf seinem Anwesen Drumthwacket.

Glaubt man dem Artikel, konnte Austin trotz einer kürzlich überstandenen Scheidung seinen aufwendigen Lebensstil beibehalten, zu dem nicht nur ein Privatflugzeug gehört, sondern auch ein beheizter Infinity Pool und zwei russische Windhunde, die ihn überallhin begleiten. Er hat ein Haus in Atlantic City, isst vorzugsweise im Morton's zu Abend und spielt dort ein wenig Blackjack, vorausgesetzt, er kann seinem Büro entfliehen. Das Foto zeigt einen kleinen, gedrungenen Typen mit Haartransplantaten.

»Zieh dir etwas Schmuddeliges an«, sagt Mom. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch und bearbeitet ein Paar hellblaue Handschuhe. Dazu pikt sie an den Fingerspitzen lauter kleine Löcher hinein. Sie sind so winzig, dass man sie nicht bemerkt, aber groß genug, um die Haut des Opfers mit der eigenen berühren zu können.

»Etwas Schmuddeliges?«, frage ich vom Sofa in ihrer Suite, auf das ich mich mittlerweile geschleppt habe. Ich bin bei der dritten Tasse Kaffee mit viel Milch. Den Toast habe ich auch gegessen.

»Sachen, die du schon getragen hast. Du sollst obdachlos und total fertig aussehen.« Jetzt löst sie ihr Haar. Gleich schmiert sie sich Creme ins Gesicht und biegt ihre Wimpern nach oben. Sie braucht Stunden, um sich zurechtzumachen.

»Was hast du vor?«, frage ich.

»Ich habe mich als seine Sekretärin ausgegeben und so getan, als hätte ich vergessen, für wann er reserviert hat«, erklärt Mom. »Im Morton's. Ist das nicht klasse, dass die Zeitschrift schreibt, wo er immer hinget? Es hat wunder-

bar funktioniert. Er hat dort für heute Abend um acht einen Tisch bestellt.«

»Und wie lange weißt du das schon?«, frage ich sie.

»Seit ein paar Tagen.« Sie zuckt die Achseln und malt sich sorgfältig eine schwarze Linie über die Augen. Ich kann ihr nicht ansehen, wie lange sie es wirklich schon weiß. »Oh – und hol mal die Plastiktüte da hinten neben meinem Koffer.«

Ich kippe den letzten Schluck Kaffee runter und schaue in die Tüte. Sie enthält eine Strumpfhose, die ich ihr auf den Schreibtisch lege.

»Die ist für dich.«

»Ich soll obdachlos, total fertig, aber irgendwie auch glamourös aussehen?«, frage ich.

»Die ziehst du über den Kopf«, antwortet sie, dreht sich auf dem Schreibtischstuhl um und macht es mir mit einer Geste vor, als wäre ich zurückgeblieben. »Wenn das mit Clyde klappt, möchte ich dich später als meinen Sohn vorstellen können.«

»Hört sich an, als hättest du schon einen richtigen Plan«, sage ich.

»Jetzt komm«, schimpft sie. »Die Schule fängt schon in einer knappen Woche wieder an. Willst du dich nicht noch ein bisschen amüsieren?«

Stunden später trippelt Mom in Plateauschuhen hinter mir die Strandpromenade entlang. Ihr weißes Kleid weht im Spätsommerwind. Der Ausschnitt ist so tief, dass ich

befürchte, bei einer zu schnellen Bewegung könnten ihre Titten raushüpfen. Ich finde es auch ein bisschen krank, dass mir das auffällt, aber ich bin schließlich nicht *blind*.

»Du weißt, was du zu tun hast?«, fragt sie.

Ich bleibe stehen, bis sie mich eingeholt hat. Sie trägt Handschuhe aus Goldlamé und eine goldene Clutch. Anscheinend hat ihr das Blau doch nicht so gut gefallen. Ihr Outfit macht ganz schön was her. »Nö, warum erklärst du es mir nicht einfach noch zum tausendsten Mal?«

Die Wut fegt wie ein Orkan über ihre Züge. Ihr Blick wird hart.

»Ich weiß, was zu tun ist, Mom«, sage ich, hoffentlich einigermaßen versöhnlich. »Geh vor, man darf uns nicht zusammen sehen.«

Während sie auf das Restaurant zustöckelt, schlendere ich zum Promenadengeländer und schaue aufs Meer. Der Ausblick ist derselbe wie aus Zacharovs Penthouse in Atlantic City. Lila fällt mir ein, wie sie mit dem Rücken zu mir auf die schwarzen Fluten startete.

Damals hätte ich ihr sagen sollen, dass ich sie liebe. Damals, als es noch etwas bedeutet hätte.

Das Warten ist das Schlimmste am Trickbetrug. Die Zeit schleicht dahin und die Hände werden schweißnass, während man sich vorstellt, was gleich passieren wird. Die Gedanken schweifen ab. Man ist voll auf Adrenalin, aber es gibt nichts zu tun.

Wer sich ablenken lässt, hat schon verloren, lautet eine von Moms Regeln.

Ich drehe mich zu dem Restaurant um, stecke meine behandschuhte Hand in die Hosentasche und berühre die klein gefaltete Strumpfhose. Den Fuß habe ich mit einem Messer des Zimmerservice abgeschnitten.

Ich bleibe konzentriert, lasse den Blick über die Leute wandern und beobachte, wie meine Mutter sich zu ihrem unglaublich langsamen Spaziergang aufschwingt. Es könnte eine Weile dauern. Vielleicht funktioniert der Plan auch gar nicht. Noch so eine Sache mit dem Trickbetrug: Man muss ein paar Opfer aufmischen, bevor man das richtige findet. Das Opfer, das man nach Strich und Faden ausnehmen kann.

Wir warten zwanzig Minuten lang fast einen Häuserblock voneinander entfernt. Mom hat all die unschuldigen Dinge getan, die man bei einem Abendbummel so macht: eine Zigarette geraucht, ihren Lippenstift überprüft und so getan, als würde sie mit meinem Handy, das sie sich geliehen hat, telefonieren. Ich habe mittlerweile angefangen zu betteln und schon 3 Dollar 50 zusammen. Als ich kurz davor bin, eine weitere 25-Cent-Münze zu ergattern, torzelt Clyde Austin aus dem Morton's.

Mom setzt sich in Bewegung.

Ich springe auf und renne auf sie zu, während ich mir gleichzeitig die Strumpfhose über den Kopf ziehe. Das hält mich auf, denn nie im Leben ist das Ding durchsichtig. Ich kann kaum noch was sehen.

Die Leute fangen an zu schreien. Klar, ein Typ mit einer Strumpfhose überm Gesicht ist nie der Gute. Er ist

sogar das Stereotyp – vielleicht sogar der Archetyp – des Bösen.

Ich laufe weiter, zische an meiner Mutter vorbei und reiße ihr die goldene Clutch aus der Hand.

Sie kreischt mit der Menge.

»Haltet den Dieb!«, schreit meine Mutter. »Hilfe! Hi-iilfe!«

Jetzt wird es brenzlich. Ich muss weiterrennen, aber so langsam, dass ein betrunkenener, untrainierter Knabe mit ein paar Martinis in der Wampe auf die Idee kommt, dass er mich schnappen könnte.

»Bitte – hilft mir denn niemand?«, quiekt meine Mutter. »Er hat mein ganzes Geld!«

Es ist richtig schwer, nicht laut loszulachen.

Ich renne Clyde praktisch um und achte darauf, dass er mich gut zu packen bekommt. Und das muss ich Mom lassen, sie hat recht. Männer wollen den Retter in der Not spielen. Er packt meinen Arm.

Ich lasse mich fallen.

Gar nicht gut. Vielleicht liegt es an der Strumpfhose oder ich habe das Gleichgewicht verloren, jedenfalls lande ich hart auf dem Asphalt und schramme mir die eine Hand so tief auf, dass mein Handschuh reißt. Die Knie habe ich mir wahrscheinlich auch aufgeschlagen, aber sie fühlen sich vor allem taub an.

Ich lasse die Handtasche fallen.

Clyde donnert mir eine auf den Hinterkopf, bevor ich aufstehen kann. Es tut weh. Hoffentlich weiß Mom das zu

schätzen. Dann bin ich auf den Beinen und laufe weg. Volle Kanne. Ziehe mir das Scheißding vom Kopf und rase so schnell ich kann durch die Nacht.

Lasse Clyde Austin als strahlenden Helden zurück, der dem Fräulein in Nöten die goldene Clutch zurückgibt.

Lasse ihn merken, wie bezaubernd sie ist, wenn ihr Tränen der Dankbarkeit in die Augen steigen.

Und dabei darf er natürlich ihre Oberweite bewundern.



Mom ist außer sich vor Freude. Sie holt die Proseccoflasche aus der Minibar, während ich schäumendes Peroxyd auf meine Hand spritze. Es brennt wie verrückt.

»Er möchte mich morgen auf ein paar Drinks treffen. Ich habe gesagt, ich würde ihn einladen, das wäre das Mindeste, was ich für ihn tun könnte. Und er hat gesagt, nachdem, was ich durchgemacht hätte, würde er bezahlen, und basta. Also, das klingt doch vielversprechend, oder?«

»Unbedingt«, stimme ich zu.

»Er holt mich hier ab, um sechs. Meinst du, ich soll fertig sein, wenn er kommt, oder soll ich ihn auf einen Drink in die Suite einladen, während ich noch das ein oder andere erledige? Im Morgenmantel vielleicht?«

Ich schneide eine Grimasse. »Keine Ahnung.«

»So darfst du das nicht sehen. Das ist ein Job. Irgendwer muss für uns sorgen. Deine schicke Schule will bezahlt sein, und Barrons Darlehen auch. Erst recht, seit Philip nicht weiß, wie lange er seinen Job noch behält.« Sie wirft

mir einen finsternen Blick zu, als hätte ich vergessen, dass er meinetwegen Ärger mit dem Boss der Gangsterfamilie hat. Als ob mich das kratzen würde. Was sie mir angetan haben, war viel schlimmer.

»Hauptsache, du bearbeitest Clyde nicht«, antworte ich leise. »Das hast du gar nicht nötig. Du bist auch so schon charmant genug.«

Sie lacht und gießt Prosecco in ein Wasserglas. Er schäumt wie das Peroxyd. »Wie die Mutter, so der Sohn. Wir können beide sehr charmant sein, wenn wir etwas wollen. Nicht wahr, Cassel?«

»Ich will vor allem, dass du nicht wieder ins Gefängnis musst«, sage ich. »Und? Das ist kein Geheimnis.«

Es klingelt an ihrer Zimmertür. »Was hast du bestellt?«, frage ich und gehe rüber, um die Tür zu öffnen.

Mom warnt mich mit einem erstickten Aufschrei, aber es ist schon zu spät.

Clyde Austin steht vor der Tür und schwenkt mit einer Hand eine Flasche Jack Daniels. »Oh«, sagt er peinlich berührt, »Ich habe mich wohl im Zimmer vertan. Ich dachte ...«

Dann sieht er mich genauer an – das Blut auf meiner Jeans, die Schramme an meiner bloßen Hand. Und entdeckt meine Mutter, die auf dem Bett sitzt. Er weiß Bescheid. Sein Gesicht wird hart.

»Du hast mich reingelegt«, sagt er. »Du und sie.« So wie er »sie« sagt, kann man sich denken, was er meint.

Ich setze zu einer Erklärung an, aber da holt er schon mit

der Flasche aus. Ich sehe sie kommen, aber ich bin zu ungeschickt, zu langsam. Mit einem eklig dumpfen Geräusch trifft sie mich an der Schläfe.

Benommen gehe ich zu Boden. Mir wird schlecht vor Schmerz. Das hab ich davon, dass ich den Mann unterschätzt habe. Kaum habe ich mich auf den Rücken gedreht, sehe ich, wie er zum zweiten Mal mit dem Jack Daniels ausholt.

Kreischend geht Mom mit ihren Nägeln auf seinen Hals los. Er ist rasend vor Wut, dreht sich blitzschnell um und schwingt die Flasche. Er trifft sie mit dem Ellbogen im Gesicht und sie fliegt rückwärts an den Schreibtisch. Als ihr Vergrößerungsspiegel an die Wand fliegt und zerbricht, regnet es Scherben, wie glänzendes Konfetti.

Ich hebe die bloße Hand. Mit einer einzigen Berührung könnte ich ihn aufhalten.

Ich könnte ihn in eine Kakerlake verwandeln.

Ich könnte ihn in eine schmierige Pfütze verwandeln.

Nichts würde ich lieber tun.

Doch Clyde ist plötzlich still geworden und sieht sich um, als wüsste er nicht mehr, wo er ist. »Shandra?«, fragt er sanft und streckt die Hand nach meiner Mutter aus. »Es tut mir furchtbar leid. Habe ich dich verletzt?«

»Halb so schlimm«, sagt Mom mit sanfter Stimme und steht langsam auf. Sie zuckt zusammen, ihre Lippe blutet. »Du wolltest mir nur ein bisschen Whiskey bringen, nicht wahr? Und dann hast du meinen Sohn gesehen, stimmt's? Hast du ihn vielleicht mit jemandem verwechselt?«

»Scheint so«, sagt er. »Wir haben uns vorhin so gut ver-

standen, dass ich dachte, warum sollen wir eigentlich bis morgen Abend warten? Aber ... er sieht wirklich wie der Dieb aus, das musst du zugeben.«

Mom ist Gefühlsworkerin. Sie kann seine Erinnerungen nicht verändern; mein Bruder Barron könnte das, aber er ist nicht hier. Doch Mom kann Clyde Austin mit einer einzigen Berührung ihrer bloßen Hand dazu bringen, sie so sehr zu mögen, dass er bereit ist, ihr im Zweifelsfall zu vertrauen. Bei allem und jedem. Selbst in diesem Fall.

Mir wird schrecklich schwindelig.

»Das stimmt, Schatz«, sagt sie. »Er sieht ein bisschen wie der Dieb aus. Man kann dir nicht verdenken, dass du dich vertan hast. Ich bringe dich jetzt zur Tür.« Sie legt ihm die Finger an den Hals. Jeder normale Mensch würde spätestens jetzt zurückweichen – bloße Finger, ohne Handschuh –, aber ihm ist das ganz egal. Er lässt sich willig führen.

»Das Ganze tut mir wirklich schrecklich leid«, sagt er. »Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist.«

»Ich verstehe das schon«, sagt Mom. »Und ich verzeihe dir, aber ich glaube nicht, dass wir uns morgen Abend treffen sollten. Das ist dir klar, ja?«

Er wird rot vor Scham. »Selbstverständlich.«

Mir wird schwarz vor Augen. Sie sagt noch etwas Tröstliches, aber nicht zu mir.



Am nächsten Morgen checken wir aus. Im grellen Sonnenschein fühlt sich mein Gehirn an, als würde es von innen

gegen den Schädel hämmern. Meine Haut ist schweißnass – vom unnatürlichen Schweiß, der mit einer Verletzung einhergeht. Bei jeder Bewegung wird mir so schwindelig, als würde ich auf tausend Achterbahnen gleichzeitig fahren. Während wir darauf warten, dass der Hoteldiener meinen Wagen vorfährt, suche ich im Rucksack meine Sonnenbrille und vermeide es, die dunkelblaue Prellung an Moms Schulter anzusehen.

Sie hat kein Wort gesagt, seit sie mir mitgeteilt hat, dass wir das Hotel verlassen – schweigend haben wir gepackt und sind mit dem Aufzug nach unten gefahren. Sie schäumt vor Wut.

Mir geht es zu schlecht, um zu überlegen, was ich dagegen tun könnte.

Endlich steht mein alter verrosteter Benz vor dem Hotel. Mom gibt dem Fahrer Trinkgeld und nimmt den Autoschlüssel entgegen, während ich mich auf den Beifahrersitz fallen lasse, der so heiß ist, dass die Rückseiten meiner Beine noch durch die Jeans brennen.

»Wie konntest du nur einfach so die Tür aufmachen?«, schreit sie, kaum dass wir losgefahren sind. »Ohne durch den Spion zu gucken! Ohne zu fragen, wer das ist!«

Ich schrecke vor ihrer Stimme zurück.

»Wie dumm bist du eigentlich, Cassel? Als hätte ich es dir nicht besser beigebracht!«

Sie hat recht. Ich habe nicht nachgedacht. Dumm von mir, in der Privatschule bin ich nachlässig geworden. So ein Fehler unterscheidet den Amateur vom Profibetrüger.

Und der Rückstoß vom Gefühlswerk macht Mom labil. Als wäre sie nicht ohnehin schon ziemlich aus dem Gleichgewicht. Doch Fluchwerken macht es schlimmer, genau wie Wut. Ich kann nichts dagegen tun, also Augen zu und durch.

Als Kind war ich daran gewöhnt, dass sie so war. Aber sie war so lange im Gefängnis, dass ich vergessen habe, wie schrecklich sie sein kann.

»*Wie dumm bist du eigentlich?*«, kreischt sie. »Antworten gefälligst!«

»Hör auf«, sage ich, lehne den Kopf an die Fensterscheibe und schließe die Augen. »Bitte hör auf. Tut mir leid, okay?«

»Nein.« Ihre Stimme ist böse und unnachgiebig. »So erbärmlich kann man gar nicht sein. Das hast du absichtlich gemacht! Du wolltest mir alles kaputt machen.«

»Jetzt mach mal halblang«, antworte ich. »Ich hab nicht nachgedacht; ich hab mich entschuldigt. Dafür habe ich schließlich auch die Beule kassiert. Okay, wir müssen raus aus Atlantic City, na und? In einer Woche wären wir sowieso abgereist, weil die Schule wieder losgeht.«

»Wegen Lila hast du das gemacht.« Ihr Blick ist auf die Straße gerichtet, aber ihre Augen blitzen zornig. »Weil du immer noch sauer bist.«

Lila. Meine beste Freundin, von der ich dachte, ich hätte sie umgebracht.

»Ich will nicht über sie reden«, gifte ich zurück. »Nicht mit dir.«

Ich denke an Lilas großen, ausdrucksvollen Mund mit den hochgezogenen Mundwinkeln. Ich erinnere mich daran, wie sie auf meinem Bett lag und die Arme nach mir ausstreckte.

Mit einer einzigen Berührung ihrer Hand hat Mom Lila dazu gebracht, mich zu lieben. Und hat so dafür gesorgt, dass ich sie niemals bekommen werde.

»Da hab ich wohl ins Schwarze getroffen.«, sagt Mom mit boshafter Schadenfreude. »Schon komisch, dass du dachtest, du wärst gut genug für Zacharovs Tochter.«

»Schnauze.«

»Sie hat dich *benutzt*, du dämlicher Stümper. Wenn alles vorbei gewesen wäre, hätte sie dich mit dem Arsch nicht mehr angeguckt, Cassel. Du hättest sie nur an Barron und das ganze Elend erinnert, mehr nicht.«

»Ist mir egal«, sage ich. Meine Hände zittern. »Immer noch besser als ...« Nichts kann schlimmer sein, als ihr aus dem Weg gehen zu müssen, bis der Fluch nachgelassen hat. Nichts kann schlimmer sein, als wie sie mich ansehen wird, wenn es soweit ist.

Lilas Verlangen nach mir ist eine Perversion der Liebe. Ein Hohn.

Und selbst das war mir fast egal, so groß war meine Sehnsucht.

»Ich hab dir einen Gefallen getan«, sagt meine Mutter. »Du solltest mir dankbar sein. Ich habe dir Lila auf dem Silbertablett serviert – du hättest sie im Leben nicht bekommen.«

Ich lache auf. »Ich soll dir auch noch dankbar sein? Da kannst du warten, bis du tot umfällst.«

»Komm mir nicht in diesem Ton!«, brüllt Mom und haut mir eine runter.

Sie schlägt so fest zu, dass mein schmerzender Kopf an die Fensterscheibe knallt. Ich sehe Sterne, kleine Lichtexplosionen hinter der Sonnenbrille – hinter meinen Lidern.

»Halt an«, sage ich. Die Übelkeit überwältigt mich.

»Entschuldigung«, sagt sie, ihre Stimme ist jetzt wieder ganz sanft und freundlich. »Ich wollte dir nicht wehtun. Geht's?«

Der Horizont kippt zur Seite. »Halt an.«

»Kann ja sein, dass du im Moment nichts mehr mit mir zu tun haben und lieber zu Fuß gehen willst, aber wenn du wirklich verletzt bist, solltest du ...«

»Halt an!«, schreie ich, und die Dringlichkeit in meiner Stimme überzeugt sie endlich. Ruckartig steuert sie den Seitenstreifen an und macht eine Vollbremsung. Noch im Fahren taumele ich aus dem Wagen.

Gerade noch rechtzeitig, um mir im Gras die Seele aus dem Leib zu kotzen.

Ich kann nur hoffen, dass in Wallingford keiner auf die Idee kommt, mir einen Aufsatz über die Sommerferien aufzugeben.

ZWEITES KAPITEL

ICH STELLE MEINEN BENZ AUF dem Parkplatz für die Abschlussklasse ab, der viel näher an den Schlafsälen liegt. Die unteren Jahrgänge müssen von ihren Parkplätzen entschieden weiter laufen. Einen Moment fühle ich mich überlegen, bis ich den Motor ausmache, der ein sonderbar metallisches Husten von sich gibt, als hätte er gerade den Geist aufgegeben. Ich steige aus und trete halbherzig gegen den Vorderreifen. Eigentlich wollte ich das Auto wieder fit machen, aber da Mom wieder zu Hause ist, habe ich es dann doch nicht geschafft.

Ich lasse mein Gepäck im Wagen und laufe über das Schulgelände zum Finke Academic Center.

Über der Tür des großen Backsteingebäudes hängt ein

handbedrucktes Banner: HERZLICH WILLKOMMEN. Eine leichte Brise lässt die Bäume rauschen, und ich bekomme plötzlich Sehnsucht nach etwas, das ich noch gar nicht verloren habe.

Drinne steht Ms Noyes an einem Tisch, kramt in einer Kiste mit Briefen und verteilt Orientierungspakete. Ein paar Zehntklässler, die ich kaum kenne, fallen sich kreischend um den Hals. Mein Anblick schüchtert sie ein und sie fangen an zu flüstern. Ich höre etwas von »Selbstmordversuch«, »Boxerhorts« und »süß«. Ich gehe schneller.

Am Empfangstisch steht ein blasses, zitterndes Mädchen mit hektischen Flecken neben ihrem Vater. Sie haben gerade den Schlüssel zum Schlaftrakt bekommen und sie klammert sich ängstlich an seine Hand. Offensichtlich ist sie zum ersten Mal von zu Hause fort. Sie tut mir leid, doch gleichzeitig beneide ich sie.

»Hallo, Ms Noyes«, sage ich, als ich an der Reihe bin. »Wie geht's denn so?«

Sie schaut hoch und lächelt. »Cassel Sharpe! Wie schön, dass Sie wieder hier wohnen.« Sie reicht mir meinen Umschlag und teilt mir ein Zimmer zu. Abschlusschüler bekommen nicht nur den exklusiven Parkplatz und bizarrerweise ein Stück Rasen – echt jetzt, er wird »Oberstufenrasen« genannt –, sondern auch noch die besten Schlafzimmer. Meins liegt anscheinend im Erdgeschoss. Wahrscheinlich gehen sie nach dem Vorfall, bei dem ich fast vom Dach gefallen wäre, lieber auf Nummer sicher.

»Finde ich auch.« Ich bin wirklich froh, wieder hier zu sein. »Ist Sam Yu schon da?«

Sie blättert die Umschläge durch. »Nein, Sie sind der Erste.«

Sam und ich teilen uns seit der Zehnten ein Zimmer, aber wir sind erst Ende letzten Schuljahrs Freunde geworden. Ich bin immer noch nicht besonders gut, was Freundschaften angeht, aber ich gebe mir Mühe.

»Danke. Bis später«, sage ich.

An dem Abend, bevor die Schule losgeht, gibt es immer eine Vollversammlung, in deren Verlauf Rektorin Northcutt und Dekan Wharton verkünden, wir wären intelligente, fähige junge Frauen und Männer. Dann erzählen sie uns auf einmal, dass uns die Schulregeln nur vor uns selbst schützen. Man hat eine Menge Spaß.

»Versuchen Sie, diesmal nicht in Schwierigkeiten zu geraten«, sagt Ms Noyes grinsend. Sie macht Spaß, aber ihre Stimme hat einen ernsten Unterton – wahrscheinlich ermahnt sie nicht alle eintreffenden Schüler.

»Auf keinen Fall«, verspreche ich.

Dann gehe ich zum Parkplatz zurück und lade das Auto aus. Ich habe ziemlich viel Zeug dabei. Das gesamte Labor-Day-Wochenende hat Mom so getan, als hätten wir uns nie gestritten, und mir dann lauter extravagante Geschenke gekauft, um den Streit wiedergutzumachen. Den wir ja nie gehabt hatten. Jetzt bin ich stolzer Besitzer eines neuen iPod, einer Bomberjacke aus Leder und eines Laptops. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie den Laptop mit Austin

Clydes Kreditkarte bezahlt hat, aber ich hab so getan, als hätte ich nichts gesehen. Meine Mutter hat natürlich auch meinen Koffer gepackt, gemäß der Prämisse, dass sie ungeachtet meiner Proteste besser weiß, was ich brauche. Kaum war sie aus dem Zimmer, habe ich alles wieder umgepackt.

»Du weißt, dass ich dich lieb habe, nicht wahr, mein Kleiner?«, fragte Mom heute Morgen, als ich losfuhr.

Komischerweise weiß ich das wirklich.

Als ich mein neues Zimmer betrete – das größer ist als das vom letzten Schuljahr, ganz zu schweigen davon, dass es im Erdgeschoss liegt, sodass ich den ganzen Kram nicht tausend Treppen hochschleppen muss – lasse ich mit einem Seufzer alles fallen.

Wo ist Lila jetzt wohl? Hat ihr Vater sie in ein Internat in der Schweiz gesteckt, wo sie mit anderen Gangster-Werkerkindern unter ihresgleichen ist, geschützt von hohen Toren und bewaffneten Wächtern? Gefällt es ihr vielleicht? Möglicherweise hat der Fluch bereits nachgelassen und sie sitzt einfach herum, trinkt warmen Kakao und flirtet mit den Skilehrern. Vielleicht wäre es okay, sie anzurufen und kurz mit ihr zu reden – nur um ihre Stimme zu hören.

Ich sehne mich so sehr danach, dass ich mich zwingen, stattdessen meinen Bruder Barron anzurufen, einzig und allein, um mir die Realität vor Augen zu führen. Außerdem hat er mich gebeten anzurufen, sobald ich gut angekommen bin. Das bin ich jetzt ja wohl.

»Hey«, sagt er gleich nach dem ersten Klingeln. »Wie geht's meinem Lieblingsbruder?« Immer wenn ich seine

Stimme höre, wird mir mulmig. Er hat mich zum Mörder gemacht. Er hat mich benutzt, aber daran erinnert er sich nicht. Im Gegenteil, er meint, wir sind ganz dicke. Eben das, was er dank mir glaubt.

Der Rückstoß hat bei ihm so viele Erinnerungen vernichtet, dass er die Geschichten glaubt, die ich in seine Notizbücher geschrieben habe – alle komplett erfunden. Eben auch, dass wir beste Freunde sind. Und deshalb ist er der Einzige, dem ich wirklich trauen kann.

Traurig, was?

»Ich mache mir Sorgen um Mom. Es wird schlimmer mit ihr«, sage ich. »Sie ist zu leichtsinnig. Wenn sie noch mal erwischt wird, geht sie für immer in den Knast.«

Ich habe keinen Schimmer, was er dagegen tun soll. In Atlantic City habe ich mich diesbezüglich ja auch nicht gerade mit Ruhm bekleckert.

»Ach, mach dir nicht ins Hemd.« Er klingt gelangweilt und leicht betrunken. Im Hintergrund läuft leise Musik. Es ist nicht mal Mittag. »Die Jurys lieben sie.«

Ich glaube, er kapiert nicht, worum es geht. »Hallo? Sie ist kein bisschen vorsichtig! Vielleicht hört sie ja auf dich. Du warst kurz davor, unser Familienanwalt zu werden ...«

»Sie ist eine ältere Dame«, sagt Barron. »Und sie war jahrelang eingesperrt. Lass ihr doch das bisschen Spaß. Sie muss Dampf ablassen. Alte Kerle verführen. Beim Canasta verlieren.«

Ich muss unwillkürlich lachen. »Aber behalte sie im Auge, bevor sie die alten Kerle total nass macht.«

»Roger, Auftrag angenommen«, sagt er, und ich entspanne mich. Dann seufzt er. »Hast du mal mit Philip gesprochen?«

»Nein, das weißt du genau«, sage ich. »Wenn ich anrufe, legt er sofort auf, und ich kann nichts dagegen –«

Die Klinke wird runtergedrückt.

»Ich ruf dich später wieder an«, sage ich schnell. Ich schaffe es nicht, Barron gegenüber so zu tun, als wäre alles ganz normal, wenn mein Mitbewohner, der weiß, was Barron auf dem Kerbholz hat, zuhört. Und der sich ziemlich darüber wundern würde, dass ich Philip überhaupt anrufe. Er versteht eben nicht, was es bedeutet, so eine durchgeknallte Familie zu haben wie ich.

»Bis später, Brüderchen.« Barron legt auf.

Sam kommt mit der Reisetasche über der Schulter ins Zimmer. »Hey«, sagt er mit einem schüchternen Lächeln. »Lange nicht gesehen. Wie war's in Toronto?«

»Man hatte uns ein Schloss aus Eis versprochen«, antworte ich, »aber es war geschmolzen.«

Stimmt, ich habe ihn hinsichtlich der Sommerferien angelogen. Das war nicht nötig, es gab keinen vernünftigen Grund, warum ich ihm nicht von Atlantic City hätte erzählen sollen. Außer dass normale Eltern mit ihren Kindern vielleicht nicht ausgerechnet dorthin fahren würden. Wie gesagt, freundschaftsmäßig bin ich noch nicht so weit.

»So'n Pech.« Sam dreht sich um und stellt eine Werkzeugkiste aus Aluminium auf die wackelige Holzkommo-

de. Er ist groß und schwer und bewegt sich immer sehr vorsichtig, wie jemand, dem es unangenehm ist, viel Platz einzunehmen. »Hey, ich hab ein paar neue Sachen, die werden dir gefallen.«

»Ah ja?« Ich verstaue meine Sachen so wie immer, indem ich sie unter das Bett stopfe und dortlasse bis zur nächsten Zimmerinspektion. Das kommt davon, wenn man in einer Müllbude aufwächst; man fühlt sich wohler, wenn es nicht ganz so sauber und ordentlich ist.

»Ich habe einen Werkzeugkasten, mit dem man Zähne formen und coole Hauer basteln kann. Echt *perfekt*. Die passen über deine eigenen Zähne wie winzige Handschuhe.« Er sieht glücklicher aus, als ich ihn in Erinnerung habe. »Ich war mit Daneca in New York in einem Laden für Spezialeffekte. Den haben wir glatt leer gekauft. Harze. Elastomer. Polyschaum. Wahrscheinlich könnte ich so tun, als würde ich jemanden in Brand stecken.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

»Hey«, sagt er, »nach allem, was letztes Jahr passiert ist, hatte ich das dringende Bedürfnis, aufzurüsten.«

Im Carter-Thompson-Memorial-Auditorium findet die jährliche Schülervollversammlung statt. Alle lauschen gebannt, während die Regeln für diejenigen vorgelesen werden, die zu faul waren, das Handbuch durchzulesen. »Die Jungen müssen das Wallingford-Jackett, eine Krawatte, schwarze Anzughose und ein weißes Hemd tragen. Die Mädchen müssen das Wallingford-Jackett, einen

schwarzen Rock oder eine schwarze Anzughose und eine weiße Bluse tragen. Sowohl Mädchen als auch Jungen sollen dazu schwarze Schuhe tragen. Keine Turnschuhe, keine Jeans.« Echt spannend.

Sam und ich wollen uns auf einen Platz weiter hinten verdrücken, aber Ms Logan, die Schulsekretärin, zeigt auf eine leere Reihe ganz vorne, als sie uns sieht.

»Jungs«, sagt sie. »Jetzt, im letzten Schuljahr, wollen wir den neuen Schülern doch mit gutem Beispiel vorangehen, oder?«

»Können wir ihnen nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen?«, fragt Sam, und ich pruste los.

»Mr Yu«, sagt Ms Logan mit schmalem Mund. »Das fängt ja gut an. Reißen Sie sich am Riemen. Und Sie, Mr Sharpe, sollten ihn nicht auch noch ermutigen.«

Wir gehen zu unseren Plätzen.

Dekan Wharton und Rektorin Northcutt stehen schon am Rednerpult. Northcutt legt mit aufgeblasenem Bla-bla los, wir in Wallingford seien doch eine große Familie, wo jeder dem anderen in schlechten Zeiten hilft, und dass wir eines Tages diese Jahre im Rückblick als die besten unseres Lebens bezeichnen würden.

Ich drehe mich zu Sam, um einen blöden Witz zu reißen, aber er lässt den Blick nervös durch die Zuschauer schweifen.

Als Trickbetrüger fällt es einem schwer, den Teil des Gehirns abzuschalten, der blitzschnell jede Situation abschätzt und ein Opfer sucht, einen Blödmann, den man

abzocken kann. Deswegen überlegt man, was das Opfer will und wie man es überreden könnte, Geld rauszurücken.

Das soll nicht heißen, dass Sam ein Opfer wäre. Doch mein Gehirn versorgt mich vorsichtshalber trotzdem mit der Antwort auf die Frage, wonach er Ausschau hält.

»Alles okay mit dir und Daneca?«, frage ich.

Er zuckt die Achseln. »Sie hat was gegen Horrorfilme«, sagt er schließlich.

»Oh«, sage ich, so neutral wie möglich.

»Sie ist eben mit wirklich wichtigen Dingen beschäftigt. Mit Politik. Mit dem Klimawandel und Werkerrechten und Schwulenrechten, und deshalb findet sie meine Interessen kindisch.«

»Es können nicht alle wie Daneca sein«, sage ich.

»Keine ist wie Daneca.« Sam trägt den leicht verklärten Ausdruck eines verliebten Mannes zur Schau. »Sie hat es nicht leicht, weißt du. Sie nimmt alles ernst, was den meisten anderen Leute ziemlich egal ist. Und mir wohl auch.«

Daneca ist mir früher mit ihrer ewigen Ernsthaftigkeit auf die Nerven gegangen. Ich fand, dass es keinen Zweck hat, eine Welt zu verändern, die nicht verändert werden will. Aber ich glaube nicht, dass Sam das gerne hören würde. Abgesehen davon weiß ich gar nicht, ob ich das immer noch glaube.

»Vielleicht bringst du sie ja dazu, ihre Meinung über Horrorfilme zu ändern«, sage ich stattdessen. »Zeig ihr doch mal einen Klassiker. Leih dir *Frankenstein* aus. Inszeniere eine dramatische Vorlesung von ›Der Rabe‹. Die

Mädchen lieben doch: ›Fleuch zurück zum Sturmesgrauen, oder zum pluton'schen Heer! Keine Feder lass zurücke mir als Zeichen deiner Tücke‹. Wer könnte da widerstehen?«

Sam lächelt nicht mal.

»Okay«, sage ich und hebe friedfertig die Hände. »Ich hör ja schon auf.«

»Nein, das war lustig«, sagt er. »Es hat nichts mit dir zu tun. Ich kann nur nicht ...«

»Mr Yu! Mr Sharpe!«, sagt Ms Logan und kommt durch den Mittelgang auf uns zu, um sich direkt hinter uns zu setzen. Sie legt den Finger auf die Lippen. »Zwingen Sie mich nicht, Sie auseinanderzusetzen.«

Die Vorstellung ist so demütigend, dass wir schweigend Dekan Whartons endloser Aufzählung verbotener Dinge lauschen – darunter Trinken, Drogengenuss oder im Schlafzimmer eines Angehörigen des anderen Geschlechts erwischt zu werden. Weiter geht es mit Schwänzen, unerlaubtem Verlassen des Gebäudes, bis zum Tragen von schwarzem Lippenstift. Die traurige Wahrheit ist, dass es wahrscheinlich in jeder Abschlussklasse jemanden gibt, der in einer einzigen wilden Nacht gegen all diese Regeln verstoßen wird. Ich hoffe inständig, dass es in diesem Jahr jemand anders sein wird.

Mit Lippenstift sehe ich einfach nicht so toll aus.

Daneca stößt auf dem Weg zum Abendessen zu uns. Sie hat ihre braunen Locken in sieben dicke Zöpfe mit jeweils

einem Holzperlenband am Ende geflochten. Der Kragen ihres weißen Shirt-Kleides steht offen und gibt den Blick frei auf die sieben Amulette aus Jade, die sie vor den sieben Arten der Fluchmagie bewahren sollen. Glück. Träume. Leib. Gefühl. Gedächtnis. Tod. Verwandlung. Ich habe ihr die Steine kurz vor Ende des letzten Schuljahrs zum Geburtstag geschenkt.

Die Amulette stammen jeweils von einem Werker der entsprechenden Fluchmagie, gegen die sie schützen sollen. Anscheinend können nur Steine die Magie absorbieren, und auch das nur ein einziges Mal. Ein benutzter Stein – der einen Fluch von seinem Träger abgehalten hat – zerbricht sofort. Da es nur sehr wenige Verwandlungswerker auf der Welt gibt – ungefähr einen pro Jahrzehnt –, sind echte Verwandlungsamulette selten. Doch Danecas Verwandlungsamulett ist garantiert echt. Das weiß ich genau. Schließlich hab ich es selbst gemacht.

Sie hat keine Ahnung.

»Hey«, sagt sie und stößt mit der Schulter an Sams Arm. Er legt den Arm um sie.

So gehen wir zur Cafeteria.

Es ist der erste Abend nach den Ferien, deshalb gibt es Tischdecken und kleine Vasen mit Rosen und Schleierkraut. Einige Eltern der neuen Schüler sind noch geblieben und bewundern die hohe holzgetäfelte Decke, das strenge Porträt von Colonel Wallingford, der über uns wacht, und unsere Fähigkeit, zu essen, ohne uns von oben bis unten zu bekleckern.

Die Vorspeise besteht aus Lachsteriyaki mit Vollkornreis und Möhren, zum Nachtisch gibt es Kirschstreusel. Ich stochere in meinen Möhren. Daneca fängt gleich mit dem Dessert an.

»Nicht schlecht«, verkündet sie. Und ohne Luft zu holen, stürzt sie sich in eine Erklärung, warum es in diesem Schuljahr bei HEX vor allem darum gehen wird, die Gesetzesvorlage zwei in das Bewusstsein der Leute zu rücken. Außerdem gibt es nächste Woche eine Demo zum Thema, und sie erläutert, warum die Vorlage zwei dazu führen wird, dass sich die Regierung immer mehr einmischt, und so weiter. Ich schalte irgendwann ab.

Als ich einen verschwörerischen Blick mit Sam tauschen will, merke ich, dass er an ihren Lippen hängt.

»Cassel«, sagt sie, »ich weiß, dass du nicht zuhörst. Die Abstimmung ist im November. Nächsten November. Wenn die Gesetzesvorlage zwei durchgewinkt wird, werden alle Werker getestet. Alle, jeder einzelne. Und auch wenn die Regierung von New Jersey behauptet, sie würde die Ergebnisse anonym behandeln, stimmt das einfach nicht. Bald werden Werker keine Arbeit mehr haben, keine Wohnung. Sie werden wegen des Verbrechens eingesperrt, mit einer Fähigkeit geboren worden zu sein, um die sie nicht gebeten haben.«

»Ich weiß«, sage ich. »Das weiß ich doch alles. Könntest du mal bitte nicht ganz so herablassend mit mir reden? *Ich weiß.*«

Wenn möglich, sieht sie noch verärgerter aus. »Wir reden hier über dein Leben.«

Ich denke an meine Mutter und Clyde Austin. Ich denke an Barron. Und ich denke an mich und all das Böse, das ich getan habe. »Vielleicht gehören Werker wirklich ins Gefängnis«, sage ich. »Vielleicht hat Gouverneur Patton recht.«

Sam runzelt die Stirn.

Ich stecke mir ein großes Stück Lachs in den Mund, damit ich nicht noch mehr sagen kann.

»Das ist lächerlich«, sagt Daneca, nachdem sie ihren Schock überwunden hat.

Ich kaue.

Selbstverständlich hat sie recht. Daneca hat immer recht. Ich muss an ihre Mutter denken – eine unermüdliche Anwältin und Mitgründerin der Jugendbewegung für Werkerrechte, HEX – und an Chris, den armen Jungen, der bei ihr wohnt, weil er nirgendwohin kann und sich vielleicht auch nirgends legal aufhalten darf. Seine Eltern haben ihn rausgeworfen, weil sie dachten, alle Werker wären wie ich. Es gibt aber Werker, die keine Trickbetrüger sind, Werker, die mit dem organisierten Verbrechen nichts zu tun haben wollen. Wenn Daneca an Werker denkt, fällt ihr ihre Mutter ein. Und wenn ich an Werker denke, fällt mir meine ein.

»Egal«, sagt Daneca, »nächsten Donnerstag gibt es eine Demo, und ich möchte, dass der HEX-Club geschlossen hingehet. Ms Ramirez hat sich bereit erklärt, als Beraterin mitzukommen, damit wir Busse und all das beantragen können. Es ist also ein Schulausflug.«

»Echt?«, sagt Sam, »ist ja toll.«

»Na ja.« Sie seufzt. »Noch ist nichts hundert Prozent sicher. Ms Ramirez hat gesagt, Mr Wharton oder Ms Northcutt müssten ihre Anfrage erst noch bewilligen, und außerdem müssen sich genügend HEX-Mitglieder anmelden. Mit euch kann ich doch rechnen, oder?«

»Natürlich kommen wir mit«, sagt Sam und erntet einen bösen Blick von mir.

»Moment«, sage ich und hebe die Hand. »Ich hätte da noch ein paar Fragen. Heißt das, wir machen unsere eigenen Plakate? Wie wäre es mit ›Werkerrechte für alle. Außer für die, die sie nicht brauchen?‹ Oder ›Heute Todeswerk legalisieren, morgen keine Überbevölkerung mehr!«

Sams Mundwinkel zuckt nach oben. Wenn ich schon das Arschloch geben muss, dann wenigstens witzig. Danea will schon wieder etwas sagen, aber Kevin LaCroix kommt an unseren Tisch. Ich sehe ihn mit unverhohlener Erleichterung an. Kevin schiebt einen Briefumschlag in meine Umhängetasche.

»Jace, dieser Kiffer, behauptet, er hätte seit den Ferien eine Freundin«, flüstert Kevin. »Ich habe aber gehört, dass die Fotos, die er rumzeigt, von seiner Halbschwester sind. Fünfundzwanzig Dollar darauf, dass er keine Freundin hat.«

»Dann musst du jemanden finden, der darauf wettet, dass er eine Freundin hat oder mit irgendwem geht. Vorher mache ich die Wette nicht auf«, sage ich. »Die Bank wettet nicht.«

Er nickt und geht enttäuscht an seinen Tisch zurück.

Ich hab mit der Buchmacherei in der Schule angefangen, als Mom noch im Gefängnis saß und ich einfach kein Geld hatte, mir die vielen kleinen Dinge zu kaufen, die im Schulgeld nicht inbegriffen sind. Eine zweite Uniform, damit die andere nicht nur einmal wöchentlich gewaschen werden kann, Pizza mit Freunden, wenn man essen gehen will, und Sneakers, Bücher und Musik, eben alles was nicht vom Himmel fällt oder im nächsten Laden geklaut werden kann. Es ist nicht billig im Dunstkreis der Reichen.

Kaum ist Kevin LaCroix wieder gegangen, kommt Emmanuel Domenech vorbei. Ich bin so beschäftigt, dass Sam und Daneca gar nicht dazu kommen, mir mein dummes Verhalten von eben vorzuwerfen. Sie vertreiben sich derweil die Zeit damit, sich gegenseitig etwas in Danecas Notizbuch zu schreiben, während die anderen Schüler nebenbei einen Umschlag nach dem anderen dalassen, jeder einzelne ein Stein im Fundament meines wieder erstarken, kleinkriminellen Imperiums.

»Ich wette, dass Sharone Nigel das Maskottchenfellkostüm für die Football-Spiele tragen muss.«

»Ich wette, dass Chaiyawat Terweil als Erster ins Büro von Rektorin Northcutt zitiert wird.«

»Wetten, dass der Lateinclub beim Frühjahrsball ein Mitglied opfert?«

»Ich wette, dass das neue Mädchen aus der Irrenanstalt ausgebrochen ist.«

»Ich wette, dass das neue Mädchen aus einem Moskauer Gefängnis ausgebrochen ist.«

»Ich wette, Mr Lewis bekommt noch vor den Weihnachtsferien einen Nervenzusammenbruch.«

Ich schreibe auf, wer für oder gegen etwas wettet, und zwar in einem bestimmten Code, den ich mir ausgedacht habe. Heute Abend erstellen Sam und ich dann die erste richtige Quotenliste. Die Quoten ändern sich natürlich mit dem Anstieg der Wetten, aber so können wir den Leuten beim Frühstück schon etwas sagen, wenn sie unbedingt wissen wollen, wie sie ihre Kohle am besten anlegen sollen. Unglaublich, wie zappelig reiche Kids werden, wenn sie ihr Geld nicht schnell genug ausgeben können.

Ungefähr so zappelig wie wir Kriminellen, wenn wir nicht alles mitnehmen.

Als wir aufstehen, um in unsere Zimmer zurückzukehren, boxt Daneca mir gegen den Arm. »So«, sagt sie, »verrätst du uns jetzt, warum du heute Abend so schlecht gelaunt bist?«

Ich zucke die Schultern. »Tschuldigung. Ich bin irgendwie müde. Und ein Idiot.«

Sie streckt die behandschuhten Hände aus, legt sie mir um den Hals und tut so, als wollte sie mich erwürgen. Ich spiele mit, lasse mich fallen und mime den Sterbenden, bis sie endlich anfängt zu lachen.

Sie hat mir verziehen.

»Wusste ich doch, dass ich ein Blutpaket hätte mitnehmen sollen«, sagt Sam und schüttelt den Kopf, als fände er uns peinlich.

In diesem Augenblick kommt Audrey Hand in Hand mit Greg Harmsford vorbeispaziert – Audrey, mit der ich früher mal zusammen war. Die mir das Gefühl gegeben hat, normal zu sein, doch dann hat sie mich verlassen. Einmal hätte ich sie vielleicht überreden können, mich zurückzunehmen. Doch jetzt gönnt sie mir keinen Blick mehr, nicht mal im Vorbeigehen.

Greg dagegen kneift die Augen zusammen und lächelt auf mich hinunter – wehe, ich mache eine falsche Bewegung.

Am liebsten würde ich ihm seine fiese Fresse polieren, aber dafür muss ich mich erst mal aufrappeln.

Ich komme nicht dazu, wie geplant den Rest des Abends meine Sachen einzuräumen oder in der Gemeinschaftslounge Witze zu reißen, denn unser neuer Hausvorsteher Mr Pascoli verkündet, alle Abschlusschüler müssten sich mit ihren Beratungslehrern treffen.

Seit ich in Wallingford bin, habe ich Ms Vanderveer genau einmal pro Schuljahr getroffen. Sie macht einen ganz netten Eindruck und hat immer genau auf dem Zettel, mit welchen Kursen und Aktivitäten ich auf ein gutes College gehen könnte. Stets hat sie Vorschläge parat, welche ehrenamtlichen Leistungen am besten dafür geeignet wären, die Aufnahmekomitees zu beeindrucken. Ich habe nicht unbedingt das Bedürfnis, sie häufiger zu sehen, doch ich schlendere mit Sam und anderen Oberstufenschülern über den Rasen zur Lainhart Library.

Dort dürfen wir uns einen weiteren Vortrag anhören – diesmal darüber, dass man im Abschlussjahr nicht abschlafen darf, und wenn wir es jetzt schwer fänden, sollten wir warten, bis wir aufs College kämen. Ernsthaft, dieser Typ – wahrscheinlich einer der Berater – hört sich an, als müsste man auf dem College seine Aufsätze mit Blut schreiben, als würden die Abendkurse eine Ewigkeit dauern und die Laborpartner einen umbringen, wenn man ihnen den Punktedurchschnitt versaut. Offensichtlich vermisst er es.

Endlich vergeben sie die Beratungstermine. Ich setze mich in Ms Vanderveers Bereich vor den Raumteiler, der sie von uns Schülern trennt.

»Oh, Mann«, sagt Sam. Er sitzt auf der äußersten Kante seines Stuhls und beugt sich vor, um sich flüsternd mit mir zu unterhalten. »Was soll ich denn jetzt machen? Bestimmt wollen sie mit uns über Colleges reden.«

»Wahrscheinlich.« Ich rücke näher an ihn heran. »Sie sind nicht umsonst Beratungslehrer. Sie kennen sich mit Colleges aus. Wahrscheinlich träumen sie sogar davon.«

»Na ja, dann werde ich wohl sagen, dass ich zur MIT gehen und Chemie studieren will.« Die tragische Note in seinem Flüstern ist nicht zu überhören.

»Du kannst ihnen auch einfach sagen, dass du das nicht willst. Wenn du es nicht willst.«

Er stöhnt. »Dann sagen sie es meinen Eltern.«

»Okay, und was hast du wirklich vor?«, frage ich.

»Ich möchte nach L.A. ziehen und mich zum Visuellen

Designer ausbilden lassen. Ich liebe dieses Spezialeffekte-Make-up, aber heutzutage wird das meiste am Computer gemacht. Ich muss lernen, wie das geht. Ich habe eine Schule gefunden, an der man eine dreijährige Ausbildung machen kann.« Sam streicht sich durch sein kurzes Haar und über die feuchte Stirn, als hätte er gerade einen unmöglichen und eher beschämenden Traum gebeichtet.

»Cassel Sharpe«, sagt Ms Vanderveer.

»Du schaffst das schon«, sage ich im Aufstehen und gehe hinter den Raumteiler. Doch irgendwie hat er mich mit seiner Nervosität angesteckt. Meine Hände sind schweißnass.

Ms Vanderveer hat kurze schwarze Haare und faltige Haut mit Altersflecken. Vor einem Tisch mit meiner Schulkarte stehen zwei Stühle, sie lässt sich in den einen fallen. »Also, Cassel«, sagt sie übertrieben munter. »Was wollen Sie mit Ihrem Leben anfangen?«

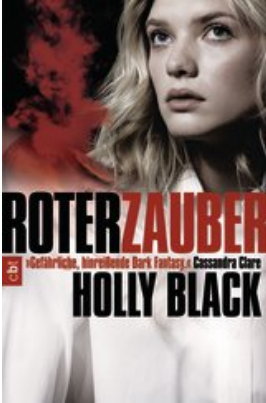
»Äh«, antworte ich. »Das weiß ich noch nicht genau.« Ich bin nur gut in Dingen, die man nicht am College studieren darf. Trickbetrug. Fälschung. Mord. Ansatzweise im Schlösserknacken.

»Dann schauen wir uns doch mal die Universitäten an. Letztes Jahr hatte ich Ihnen empfohlen, sich ein paar anzusehen, die Ihnen gefallen könnten, und zur Sicherheit ein paar Ihrer zweiten Wahl. Haben Sie diese Liste erstellt?«

»Keine offizielle, ich hab's nicht aufgeschrieben.«

Sie runzelt die Stirn. »Und haben Sie sich irgendeinen Campus näher angesehen? Sind Sie mal hingefahren?«

Ich schüttele den Kopf und sie seufzt. »In Wallingford



Holly Black

Roter Zauber

Band 2

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 400 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-570-30890-5

c**bt**

Erscheinungstermin: April 2014

Was geschieht, wenn alles, was du berührst, verflucht ist?

Verwandlungsmagier Cassel Sharpe will vor allem eines – Normalität. Nicht einfach, denn seine Familie ist eng mit dem Gangsterclan Zacharov verbunden. Cassel aber ist fest entschlossen, die Schulzeit mit seinen Freunden zu genießen und seine große Liebe Lila Zacharov zu vergessen. Keine Chance: Plötzlich ist Lila zurück und das FBI und die Zacharovs sind hinter Cassel her ...